Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 21 (1971)

Heft: 3

Artikel: Friedrich Meinecke : autobiographische Schriften - ausgewählte Briefe - zur Geschichte der Geschichtsschreibung

Autor: Vischer, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-80663

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MISZELLEN MÉLANGES

FRIEDRICH MEINECKE

Autobiographische Schriften – Ausgewählte Briefe – Zur Geschichte der Geschichtsschreibung

von EDUARD VISCHER

Friedrich Meinecke (1862–1954) war in den Fachkreisen seiner Zeit einer der ersten, er lehrte in Strassburg, Freiburg i.Br. und seit 1914 in Berlin, und neben der Professur redigierte und dirigierte er die massgebende Historische Zeitschrift, eine Publikationsreihe, eine Handbuchserie. Und er schrieb, neben ungezählten Aufsätzen und Abhandlungen, die z. T. zu Bänden gesammelt worden sind, immerhin vier grosse Werke, die seine Stellung in der Fachwelt, und vielleicht sogar ein wenig darüber hinaus, dauernd markieren. Auf die Biographie des Feldmarschalls Hermann von Boyen, die noch im alten Jahrhundert, 1896, erschien – sie führt tief in die preussische Reformzeit –, folgten drei problem- oder ideengeschichtliche Bücher: «Weltbürgertum und Nationalstaat» (1907), «Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte» (1924) und «Die Entstehung des Historismus», 2 Bde. (1936).

I. Autobiographische Schriften[1]

Man kann sich darüber streiten, ob eine Notwendigkeit bestand, F. Meineckes Autobiographische Schriften, die vielen Lesern dieser Zeitschrift von früher her bekannt sind, in einem besonderen Bande seiner «Werke» neu herauszugeben. Wahrscheinlich hat das Vorhandensein des schon 1962 erschie-

[1] FRIEDRICH MEINECKE, *Autobiographische Schriften.* Herausgegeben und eingeleitet von EBERHARD KESSEL. K. F. Koehler Verlag, Stuttgart 1969. 508 S. Personenregister, S. 511–527.

nen «Briefwechsels» diesen Einbezug der Erinnerungen nahegelegt. An sich ist es ja nicht allgemein interessant, wie ein deutscher Professor, der erst nach seinem 40. Jahre überhaupt ein wenig über die Grenzen seines Landes hinausgeschaut hat, der in andern Ländern erst recht spät einige Kontakte gewann, gelebt hat, was für Gesellschaften und Feste er gab, was für Wanderungen er unternahm. Denn dieser deutsche Professor, der auch als führender Gelehrter galt, war auch in dem, was er seit den 90er Jahren kulturell an frischerem Wind spürte, überaus eingeengt auf deutsche (allenfalls noch nordische) Stimmen: Schultze-Naumburg, Thoma, Hugo Wolff, von dem ganz Neuen und Zukunftsträchtigen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts scheint er gar nichts vernommen zu haben. Aber dieser deutsche Professor ist nun einmal auch ein mutiger Mann gewesen, der auch gegen das, was seine engsten Freunde dachten und fühlten, handeln konnte, wenn es ihm das öffentliche Interesse zu erfordern schien, und er ist sehr alt geworden und hat die Möglichkeit gefunden, sich von manchem zu distanzieren, was ihm in jungen Jahren entweder selbstverständlich oder gar heilig gewesen war. Von diesen beiden Punkten her bekommt dieser Band wohl doch ein gewisses Gewicht.

Aus den beiden Bändchen, die Meinecke selbst in den Jahren 1941 und 1949 hat hinausgehen lassen (in diesem Bde. S. 3–320) heben wir heraus, was Aufschluss gibt über den inneren Zusammenhang der Hauptwerke Meineckes, sowie das, was etwa abfallen mag für die Zeit von 1890–1919 überhaupt. M. gibt uns Aufschluss, wie seine Boyen-Biographie entstand (S. 103). Dann vernehmen wir einiges über die Entstehung von «Weltbürgertum und Nationalstaat» (1907), dessen zweites Buch schon in Strassburg (also vor 1906) geschrieben wurde, das erste hernach in Freiburg. Wichtiger sind die inneren Zusammenhänge: «Die Wurzeln der drei geistesgeschichtlichen Werke, die ich in den drei Jahrzehnten von 1907–1936 veröffentlichen konnte, liegen in dem, was mir hier [in Strassburg] durch den Kopf ging, teils schon als fest ergriffener Leitgedanke, teils als Wendung des Interesses auf neue lockende, mir bisher fernliegende Erscheinungen des geschichtlichen Lebens» (159). Beide Bücher von «W. & N.» erhielten entscheidende Anstösse in Seminarübungen des Verfassers (160). M. bekennt einmal, dass jede Seminarübung zwei volle Arbeitstage zur Vorbereitung erfordert habe (246). Am Anfange seiner Berliner Zeit (seit dem WS 1914 also) glaubte er, zwei Aufgaben vor sich zu sehen, die ihm beide aus «W. & N.» erwuchsen, «einmal die Geschichte der modernen Staatskunst und Machtpolitik als etwas sich Entwickelndes und in jeder Epoche neue Farbe Annehmendes zu untersuchen und dann die Entstehung des geschichtlichen Sinnes seit dem 18. Jahrhundert, der unser aller geisteswissenschaftliche Arbeit leitete, aufzuhellen» (257). Er dachte eine Zeitlang daran, beide Untersuchungen zu einer höheren Einheit zu verschmelzen und ein Buch zu schreiben etwa mit dem Titel «Staatskunst und Geschichtsauffassung». Erst später sah er, dass die Gegenstände nicht so eng zusammenhingen, wie er zuerst geglaubt hatte, dass der «historische Sinn» «viel stärker

als in der politischen Interessenlehre in dem ganz unpolitischen Gebiete seelischer und weltanschaulicher Wandlungen» (258) wurzle. Die beiden Themata mussten also getrennt werden. Und unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges mit seiner «fürchterlichen Entartung machtpolitischen Strebens in denjenigen Schichten des deutschen Volkes, die bisher die Träger seiner Kultur gewesen waren» (258), verwandelte sich die geplante Geschichte der Staatskunst so in die Geschichte der «Idee der Staatsräson» von 1924, und die Entstehung des geschichtlichen Sinnes wurde in den zwei Bänden des «Historismus» von 1936 abgehandelt.

Meineckes Erinnerungen bilden auch ein Quellenzeugnis für deutsche Dinge von etwa 1890 bis 1919. Wir heben zweierlei heraus. Wie natürlich, so stellen wir zunächst einmal fest, wie menschlich wurde der junge Gelehrte damals gefördert, und zwar einfach so, dass man ihn beruflich nicht überlastete. Der junge Archivar diente seinem Institut fünf Stunden im Tag (85), und man sah es ihm nach, wenn er selbst während dieser paradiesischen Arbeitszeit auch ab und zu eine Stunde in einer benachbarten Weinstube im Gespräch verbrachte. Und hatte er spezielles Glück wie M., so wurde ihm gar gestattet, die Hälfte seiner Dienststunden auf einem andern Archiv für eine bestimmte eigene wissenschaftliche Arbeit zu verwenden (103). Er konnte also einen schönen Teil des Tages in Musse für sich arbeiten, konnte Privatdozent werden und sich so breit orientieren, dass er jederzeit zur Übernahme einer Professur bereit war. Man hängte ihn auch nicht an seinen Schwächen auf, wie man das manchenorts zu tun liebt. Meinecke litt an einem Sprachfehler, und in seinem ersten Semester in Strassburg trat dieser wieder neu auf. Er sprach mit seinem nächsten Kollegen, mit Harry Bresslau, und erklärte sich bereit, auf die Professur zu verzichten und in den Archivdienst zurückzukehren. «Er winkte freundschaftlich ab und tröstete mich mit dem Beispiel unseres berühmten Kollegen Windelband, der dasselbe Leiden einst gehabt hatte und nun doch einer der wirksamsten Lehrer an unserer Hochschule geworden sei» (143).

Das andere betrifft die deutsche Geschichte im Zeitraum von M.s Lebenszeit. Sehr oft äussert sich M. in seinen Erinnerungen aus der Rückschau darüber. «Der Sinn meiner Politik ist, kurz gesagt, aus zwei Nationen eine Nation zu machen», notierte er am 9. Februar 1919 in sein Tagebuch. In diesem Sinne hatte er 1912 in Freiburg eine Wahlkoalition aus Liberalen und Sozialdemokraten zustandegebracht und sich emsig und mit Erfolg für die Reichstagskandidatur von G. v. Schulze-Gaevernitz eingesetzt, in ähnlichem Sinne war er 1917 im «Volksbund für Freiheit und Vaterland», dessen Grundstock die Gewerkschaften der verschiedenen Richtungen bildeten, tätig und setzte sich mit ihm der stramm militaristisch-annektionistischen «Vaterlandspartei» entgegen. Schon in seiner Freiburger Zeit, lange vor dem Kriege, hatte er sich gegen das ganze Wesen und Unwesen Wilhelms II., gegen den Monarchen, der die Monarchie ruinierte (213), aufgelehnt. Er erhielt auch Zutritt zu führenden Männern, zu Kühlmann, zu Bethmann-Hollweg und andern, und

gerade die Äusserungen über Bethmann wird man im Zusammenhang der Auseinandersetzungen über die Thesen von F. Fischer nicht vernachlässigen dürfen. Schon sehr frühzeitig war M. geneigt, auch schon in einem Hubertusburger Frieden «einen grossen Sieg» in dem gewaltigen Ringen des Ersten Weltkrieges zu sehen (261). Nun aber bezeugt er uns selber auch anderes.

Er betrieb die Annäherung von Bürgertum und Arbeiterschaft, von Nationalismus und Sozialismus – z. T. im Zusammenhang mit den Bestrebungen F. Naumanns – «zuerst und vor allem aus dem innerlichen Bedürfnis nach echter Volksgemeinschaft, dann jetzt [in den letzten Jahren vor dem 1. Weltkrieg] aber auch als conditio sine qua non für die uns notwendig erscheinende weltpolitische Ausweitung Deutschlands» (213). Die Einmütigkeit in den ersten Augusttagen 1914 war ihm eines der grossen Erlebnisse, der politischen Marksteine in seinem Leben. Und als er nun Ende August 1914 zum Begräbnis seines Lehrers und Gönners R. Koser von Freiburg nach Berlin fährt, bemerkt er: «Wie er über das Ziel des Krieges noch in seinen letzten Tagen gedacht, – mit einem beinahe träumerischen Idealismus, den ich ihm kaum zugetraut hätte [den M. offenbar bejaht, sich jedenfalls nicht davon distanziert] – erfuhr ich aus Bleistiftnotizen, die seine Wwe. mir gab. Ein friedliches, die fremden Völker schonendes Föderativsystem auf dem Kontinente unter deutscher Hegemonie!» (232). Durch die Tagebuchblätter (12. Nov. 1918) spukt «ein genialer Unteroffizier». Es ist im Zusammenhang am ehesten ein künftiger Noske, an den gedacht ist. Weiter aber scheint das Tagebuchblatt vom 9. Dez. 1918 zu weisen: «Oder kommt doch noch ein fähiger Caesar und ballt ein kleines festes Heer wieder zusammen? Zu wünschen wäre es jetzt. Aber solcher Caesarismus, der demokratisch-sozialistisch sein müsste, wird bestenfalls um einige Jahrzehnte vorhalten ...»

Wir sehen, dass das Kommende fast unausweichlich war, wenn auch gemässigte, relativ liberale Professoren so empfanden, während die grosse Mehrzahl der Hochschullehrer der 1920er Jahre offen reaktionär war. Und nun kommt noch der Antisemitismus dazu. Beim Lesen von M.s Briefen kann man sich unwillkürlich vor die Frage gestellt sehen, ob M. eigentlich Antisemit gewesen sei. In seinem zweiten Erinnerungsbuche gibt er die positive Bestätigung (119, *150*, 186, 237, 239, 242, *243*, 253, 306). Er war es in den 1880er Jahren geworden, war aber im Laufe seines Lebens dazu gekommen, zwischen üblen und weniger üblen Juden zu unterscheiden. Deshalb liegt auch nicht hier der Angelpunkt seiner Gegnerschaft zu dem nationalsozialistischen Regime, unter dessen Herrschaft er seine beiden Erinnerungsbände niederschrieb.

Die beiden bis jetzt besprochenen Erinnerungsbücher erschienen in den 1940er Jahren («Erlebtes 1862–1901» im Jahre 1941, in diesem Bande: S. 3–134, «Strassburg [1901–1906], Freiburg [1906–1914], Berlin 1901–1919» im Jahre 1949, in diesem Bande: S. 137–320). Die «Weimarerzeit» (1919–1933), die auch im Briefwechsel ausserordentlich stark zurücktritt, ist also, autobiographisch nicht behandelt, sehr wenig gut belegt, ebenso wenig ist die

Spätzeit autobiographisch einbezogen, doch liegen für diese immerhin sehr viele briefliche Zeugnisse vor. Es war deshalb für den Herausgeber verlockend, sich für die Zeit von 1919–1954 nach einem Ersatze umzusehen. Nun existiert in M.s Schrifttum ein kleines Buch, das schon bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1946 «im Sinne der Revision seiner politischen Urteile, Zustimmungen und Ablehnungen als Fortführung seiner Autobiographie empfunden werden konnte» und das nun der Hrsg. kurzentschlossen den beiden ersten Teilen als dritten angliedert. M. selber hätte das kaum getan, weil er solche Zuordnung als Herabsetzung des objektiv historiographischen Wertes empfunden hätte. Wie dem nun sei, so bildet das Buch über «Die deutsche Katastrophe» (Zürich und Wiesbaden 1946, 177 S.; eine 2. Aufl. folgte; in diesem Bande: S. 323–445) eine geradlinige Fortsetzung des vorangegangenen gelehrten und publizistischen Werkes des Autors. Es weist in Aufbau, Gedankenführung, Urteil und Sprache alle Vorzüge, aber auch alle Schwächen auf, die uns seit je als seine Eigenart erschienen. Eine gewisse Blässe und Unschärfe, vielleicht teilweise die Kehrseite des Bestrebens, nichts Individuelles zu vergewaltigen, fallen dem Leser von 1971 wie demjenigen von 1946 auf. Einiges mag ihm auch banal vorkommen. «Indessen», so empfand ich es 1946 (in einem ungedruckten Vortrag), und so empfinde ich es heute noch, «haben sich diese Schwächen gegenüber früher nicht wesentlich akzentuiert, und etwa von den paar letzten Seiten aus, die ruhig stillschweigend überschlagen werden dürfen, das kleine Buch als Alterswerk im üblen Sinne des Wortes zu bezeichnen, wäre m. E. abwegig. Nein, es ist bewundernswert, dass sich der 84jährige diese Reflexionen abgerungen hat. Das Buch bedeutet eine Vermehrung seines Lebenswerkes wie unseres geistigen Besitzes.» Es tat seine Wirkung und bedarf eigentlich heute keiner Rezension mehr. Halten wir es mit andern markanten Stimmen jenes Jahres (Jaspers, Schuldfrage; A. Weber, Abschied von der bisherigen Geschichte; Grousset, Bilan de l'histoire) zusammen, so spüren wir besonders stark, dass M.s ganze Persönlichkeit im Starken wie im Schwachen dahinter steht. Es ist weder der Ethiker noch der Geschichtsphilosoph, der die Jahrhunderte überschaut, den wir vor uns haben, sondern der um seine deutsche Nation besorgte Geistesgeschichtler. Er holt jetzt etwas in sein Geschichtsbild ein, was er bisher vernachlässig hat, die Bevölkerungsvermehrung des 19. Jahrhunderts als seine dynamische Grundtatsache, und er weiss nun in diesen aussergeistigen, soziologisch-demographischen Zusammenhängen geradezu den «elementaren, dunklen Untergrund» zu sehen, auf dem sich «alles Herrliche und Heilige» der abendländischen Geschichte aufbaut (vgl. 328). Es begegnen da und dort isolierte Tiefenblicke, in denen M. mitten im Geschichtsgang seiner Tage «Dämonisches» wahrzunehmen glaubt, ohne dass er solche neue Beobachtungen und Eindrücke in irgendwelchen systematischen Zusammenhang brächte. Er urteilt jetzt viel entschiedener und schärfer als je vorher: Hitler ist ihm ein Verbrecher, die meisten seiner engeren Genossen Lumpen und Narren. Dabei ist alles sehr binnendeutsch gesehen, ohne universalhistorischen

Blick. Die Idee des totalen Staates mit seinem totalen Terror (KZ) ist nicht analysiert, vielleicht deshalb, weil er die nationalsozialistische Ideologie mit Rauschning nicht recht ernstnehmen kann, sondern für austauschbar hält (vgl. 385, 404). Von dem «entsetzlichen Luftterror, den die westlichen Völker über Deutschland und über die Denkmäler der deutschen Geschichte verhängt haben» (416) ist einmal die Rede, von den nationalsozialistischen Kriegs- und Besetzungsmethoden kaum.

Als gewissenhafter Zeitgenosse suchte M. während zwölf Jahren und nun noch in seinem Buche auch den «positiven Gehalten des Hitlerismus» nachzugehen. Er sieht ihn bei aller Perversion in einem gewissen Anteil an der Verwirklichung des nationalsozialen Ideals, wie es schon F. Naumann gesehen hatte. Meinecke gibt mit derartigen Feststellungen ungewollt die Erklärung dafür, warum so viele «anständige Deutsche», ohne durch Terror gezwungen zu sein, der Hitlerbewegung anhängen konnten.

Auch in M.s Sinne sind die wichtigen Partien des Buches einmal diejenigen, in denen er den «Wandlungen deutschen Menschentums», der Geschichte der Entartung deutschen Menschentums, wie er selber einmal sagt, nachgeht, dann jene andern, in denen er mit Eindringlichkeit darzutun versucht, dass die Herrschaft Hitlers *nicht notwendig* Resultat solcher Entartung gewesen sei, sondern gewissermassen «zufällig» herbeigeführt worden sei (Versagen Hindenburgs). Vielleicht würde hier besser die Freiheit geschichtlichen Handelns unterstrichen als dem «Zufall» so viel Ehre angetan; für das, was M. hier am Herzen liegt, ist diese Unterscheidung indes nicht so wichtig.

Das Buch wurde unter denkbar prekären Umständen geschrieben. Es stützt sich, abgesehen von ein paar wenigen Notizen, auf des Autors Erinnerung. Er baut auf dem allgemein Bekannten auf, doch hatte er offenbar zu weit mehr Zugang als der durchschnittliche Deutsche jener Tage, was einerseits aus einer Bezugnahme auf Rauschning (Revolution des Nihilismus) hervorgeht, anderseits aus dem Gewinn, den seine Darstellung aus Beziehungen und Begegnungen mit bedeutenden Männern aus Wissenschaft, Politik und Wehrmacht zieht. Es ist vielleicht bezeichnend, dass diese Beziehungen nicht in den Bereich der Wirtschaft reichen, und es kann auffallen, dass es nur Höchstgestellte sind, auf deren Zeugnis sich M. beruft. Einfache Leute, oder gar Juden oder andere Opfer der KZ begegnen uns bei seinen Gewährsleuten nicht. Anderseits sei nicht unerwähnt gelassen, wie nahe seine Beziehungen zu denen, die den 20. Juli vorbereitet haben, gewesen sind, und dass er in der Zeit danach, wie aus dem Briefwechsel (S. 465) hervorgeht, ständig mit einer Verhaftung rechnen musste.

Fragen wir uns zum Schluss, in welchen Zusammenhängen die Schweiz erwähnt werde. Nun, unser Land dürfte für M. geradezu repräsentiert sein durch Jacob Burckhardt, den zu zitieren er nicht müde wird. Gegen den Schluss der «Katastrophe» meint er, Ideal für eine künftige Existenz Deutschlands unter seinen Nachbarländern müsste jetzt etwa das Vorbild Hollands, Schwedens und der Schweiz sein, von Ländern also, die eine Zeitlang auch

Grossmächte gewesen seien, aber nun schon lange auf solche Aspirationen verzichtet hätten. Endlich noch ein Blick auf die Freiburger Frühzeit. Wo M. die drei begabten Professorensöhne (Kaehler, Mayer, Sohm) aufzählt, die seine Schüler waren, fügt er bei, ihr «vielleicht bedeutendster Genosse» sei «der junge Schweizer Hermann Bächtold» geworden, «der später auf den Lehrstuhl Jacob Burckhardts in Basel kam und mit eigenartiger religiöser Tiefe auf ihm gewirkt hat.» («Numine afflatus» sei er gewesen, stand in einem Brief M.s an den Schreibenden zu lesen.) «Als Student hat er sich das Rüstzeug für seine wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen bei Below geholt, auch bei diesem promoviert, schloss sich aber auch an mich mit sprudelnder Frische und mit immer neuen Fragen, die ich ihm klären sollte, an» (196).

Die Edition dieses Bandes, der als der 8. in den Werken Friedrich Meineckes gezählt wird, hat Eberhard Kessel besorgt. Nur leise sei angemerkt, dass eine sorgfältigere Druckkorrektur dem Bande zur Zierde gereicht hätte und dass wir, wenn nicht eine durchgehende Kommentierung, so doch erklärende Anmerkungen, wo sie der Text M.s geradezu fordert (z. B.: was sind Hakatisten?, S. 345) gerne gesehen hätten. Register vertraut man wohl besser nicht Studenten an. Denn es wirkt doch etwas störend, dass in 56 Fällen die Lebensdaten, in manchen auch die Vornamen fehlen. In vielen Fällen hätte sich, was fehlt, mit geringer Mühe auftreiben lassen, aber allerdings abseits von der Bahn der gängigen Nachschlagewerke. Bei allbekannten Personen hätte man wohl besser jegliche Berufsbezeichnung weggelassen. Oder klingt es nur für schweizerische Ohren geradezu widerlich euphemistisch, wenn Himmler als «ns. Politiker» bezeichnet wird?

II. Briefe[2]

Bei der Herausgabe des vorliegenden Briefbandes standen die Herausgeber vor der Lage, dass einerseits eine ganze Reihe von Nachlässen vernichtet oder nicht zugänglich waren, dass sie aber auf der andern Seite eine Überfülle von Briefen zu ihrer Verfügung hatten. Sie haben deshalb mit Recht eine Auswahl getroffen, haben auch die ausgewählten Briefe z. T. noch gekürzt. Auch in späterer Zeit wird man kaum ausführlicher werden wollen, wird indes vielleicht einmal ein Verzeichnis aller erhaltenen Briefe (mit Angabe der Aufbewahrungsorte) anfügen. Nicht nur würde ein solches vielleicht die Auswahlkriterien noch evidenter hervortreten lassen, sondern es würden damit dem Spezialforscher auch höchst erwünschte Hinweise gegeben. Wir erwähnen nur, dass grundsätzlich alle Briefe weggelassen sind, die Meinecke als Herausgeber der HZ, des Handbuches für Mittlere und Neuere

[2] FRIEDRICH MEINECKE, *Ausgewählter Briefwechsel.* Herausgegeben und eingeleitet von LUDWIG DEHIO und PETER CLASSEN. Stuttgart 1962. – 640 S. Register der Briefempfänger, S. 641–643, Verzeichnis andernorts gedruckter Briefe M.s, 643, Personenregister, S. 644–664.

Geschichte usw. gewechselt hat. Es lässt sich doch denken, dass gerade in diesen Beständen manch Wichtiges sich verbirgt.

Der Band gliedert sich in drei Teile. Der allgemeine Teil mit Meineckes Briefen an die verschiedensten Briefpartner nimmt die erste Hälfte ein (S. 1–316, 1890–1953). Es folgen zwei Briefwechsel, derjenige mit Siegfried A. Kaehler (1885–1963) (S. 318–567, 1912–1953), endlich der mit Eduard Spranger (1882–1963) (S. 569–640, 1943–1953). Wir stehen nicht an, den Briefwechsel Friedrich Meineckes mit Siegfried A. Kaehler als den wertvollsten Teil des ganzen Bandes zu bezeichnen. Er wird die Zeiten überdauern.

Sehr wertvolle Informationen überliefern aber auch die andern Teile. Heben wir zunächst einiges allgemein oder individuell Bezeichnende aus dem ersten Teil heraus.

Der allgemeine Briefwechsel

Es war lt. Meinecke für den deutschen Professor (und gleichermassen wohl auch für den reichsdeutschen Gymnasiallehrer) ein «Bildungsmittel», sich «von Zeit zu Zeit verpflanzen zu lassen» (S. 33, 1910). Viel hat diese Konstatierung für sich, wiewohl die in unseren sesshafteren schweizerischen Verhältnissen erfolgende Einwurzelung in die Lebenszusammenhänge des Wirkungsortes auch nicht zu gering veranschlagt werden darf. Den Unterschied zwischen Historiker und Diplomat lässt ihn die Begegnung mit Kühlmann wahrnehmen: «Er geht scharf und bestimmt seinen Weg, viel bestimmter als so ein tastender Historiker, der immer nur Fragen vor sich sieht, während er als Mann des Handelns immer rasch zur Antwort strebt» (71, 1915). Erst dieser Band wird manchen Leser voll innewerden lassen, was die allgemeine Archivöffnung der 1918 unterlegenen Länder bedeutete, wenn er hier vernimmt, dass zwei Jahre zuvor das Archivgeheimnis in Preussen noch weit strenger gehandhabt wurde als selbst im Vatikan, hielt doch das Auswärtige Amt noch damals die Veröffentlichung des Testaments Friedrichs des Grossen von 1768 für inopportun und durfte ein Vortrag darüber nicht gedruckt werden (87, 1916)[3]. Das Positive, was im Nationalsozialismus enthalten sein könnte, suchte Meinecke nicht nur ex post, sondern auch schon nach seinen gleichzeitigen Briefen aufzuspüren (138, 1933, 216, 1943), konnte sich auch an den ersten Kriegssiegen mitfreuen (1939, 1940), blieb aber anderseits in der Auseinandersetzung mit dem Schwiegersohn, der als Arzt viel Neues begrüsste, durchaus fest. Den Gesinnungsterror lehnte er ab; wenn sich kein Wort gegen die Rassenlehre und ihre Folgen, weder 1933–1945, in welcher Zeit allenfalls Zensurgründe rückhaltlose Äusserungen gehemmt haben könnten, noch auch in der späteren Rückschau findet, so ist das offen-

[3] «Das besagte Veto des Auswärtigen Amtes», so schreibt mir eben im Moment der Druckkorrektur Prof. D. Gerhard in St. Louis Mo., «ist gewiss vor allem aus der Kriegssituation zu erklären: man fürchtete, dass die Publikation von der vehementen Propaganda gegen das deutsche Regierungssystem auf alliierter Seite aufgegriffen würde.»

sichtlich kein Zufall. Anderseits weiss sich Meinecke doch im Innersten geschieden von dem neuen Regime. «Wir Alten», so schreibt er schon 1934, «sind zur Resignation verurteilt, nachdem wir in unserm ganzen früheren Leben das Glück hatten, dem Pulsschlage der Zeit verbunden zu sein» (147).

Vollends ausser den Zusammenhang dessen, was ihm bisher Ausgangspunkt und Grundlage historischen Urteils gewesen war, stellte ihn der Ausgang des 2. Weltkrieges. «Die Schlacht von Königgrätz», so lesen wir in einem Brief vom 27. 10. 1946 an v.Srbik, «war einst das erste grosse historische Ereignis, das meine Knabenphantasie erregte, – und nun nach achtzig Jahren liegen Sieger und Besiegte zusammen zertrümmert auf dem Boden! Man müsste schon die Intuition eines grossen Dichters haben, um diese rätselhafte Verkettung von Heil und Unheil im deutschen Schicksal zu verstehen. Wir Historiker aber können darüber zunächst nur radebrechen und hier und da ein Stückchen des grossen tragischen Zusammenhanges zu erfassen versuchen.» Als einzige Parallele zu dem deutschen, Heil und Unheil so geheimnisvoll verschmelzenden Schicksal sieht er nur dasjenige Athens am Ende des peloponnesischen Krieges. «Und waren nicht die Keime dieser bösen Entartung schon mit in das Herrlichste und Schönste des perikleischen Athens verwoben?» (259). In solchen Zusammenhängen wird ihm J. Burckhardt zunehmend wichtiger denn Ranke. Dann und wann fällt auch ein Wort über methodologische Probleme seiner Wissenschaft. Oft erfolgt bei Meinecke die Distanzierung vom positivistischen Wissenschaftsbetrieb. Dieser Terminus hat bei ihm gar nichts mit dem französischen Denker A. Comte zu tun, bedeutet auch nicht etwa einfach «öde Stoffhuberei», sondern: «Unter Positivismus verstehe ich das vorwiegende Interesse an den typischen und generellen Faktoren und Kausalitäten des geschichtlichen Lebens, – charakteristisch übrigens, wir sprechen unwillkürlich weniger wie früher von ‹Menschheitsgeschichte› als von ‹geschichtlichem Leben›. ‹Menschheitsgeschichte› hat etwas Statisches, Zurechtgemachtes, ‹geschichtliches Leben› bezeichnet das nie ‹Fertige›, immer weiter ins Unbekannte Strömende» (109, 1936).

Mehrere Male äussert sich Meinecke schon in diesem ersten Teile des Bandes über religiöse Fragen, über seine Stellung zum Christentum. Georg von Below gegenüber spricht er es aus, dass er von den politisch-kirchlichen Anschauungen seines Elternhauses nur die politisch-konservative, und zwar bis Mitte der 90er Jahre, geteilt, vom positiven Christentum aber nur vorübergehende Impressionen während der Einsegnungszeit erfahren habe, was ja nicht ausschloss, dass er immer Respekt vor dieser Welt behielt (116, 1924). Die Auseinandersetzung mit der väterlichen Generation führte also bei Meinecke zu dauernder Entfremdung vom Christentum, sicher unterstützt von der Zeitatmosphäre. Meinecke tat sich einiges zugut auf den neuen Idealismus der Jahrhundertwende (126), konnte sich aber fragen, ob die neue religiöse Entwicklung zu mehr führen könne als zu dem, «was man die Religion des unbekannten Gottes nennen kann» (127, an die Tochter Sabine, 1929). Und in solchem Sinne an dieselbe Adressatin, in der Zeit der höchsten Bedro-

hung durch den Bombenkrieg (227, 26. 10. 1944): «Aushalten, fest bleiben ... ist heute die Losung für jedermann. Man muss dabei ... seine letzten inneren Reserven aufbieten, d. h. letzten Endes die Religion in uns aktivieren, die wir sonst nur als Überzeugung und mehr geistig, jetzt aber als wirkende Kraft in uns wirksam werden lassen müssen. Jetzt kommt es darauf an, wie ernst und tief sie in uns verwurzelt war. Und jeder von uns hat dabei seine eigene, individuelle Religion, in die der Andere hineinzureden sich beinah hüten muss, um den Andern nicht empfindlich zu verletzen. Vom positiv-gläubigen bis zum freien, rein weltfrömmigen Christentum, wie unendlich viele Zwischenstufen gibts dazwischen, die jede für sich ganz echte Religion sein kann. Die Gottheit offenbart sich eben nicht nur hundertfältig, sondern millionenfältig verschieden und muss dabei doch, wie wir uns sagen müssen, letzten Endes nur Eine, allumfassende sein, in deren Schoss wir alle ruhen und zu der wir einst gläubig zurückkehren werden.» Und ähnlich an Ludwig Dehio, noch aus Dahlem, am 19. 1. 1945 (232 f.): «Sie haben schon Recht damit, dass nur «ein dem Diesseits entgegengesetzter Geist in äussersten Situationen allein noch dem Diesseits einen Sinn zu geben vermag. Aber mein Weg dahin ist, wie wir oft im Gespräch festgestellt haben – ein anderer als der Ihrige. Das schadet auch nichts. Sehe nur jeder, wie weit er auf dem seinen kommt –, denn auf vielen, sehr verschiedenen Wegen lässt sich Gott wieder finden... ich lande schliesslich immer wieder in der Nähe Goethe-Humboldtscher Weltsicht. Denn diese ist gar nicht so unbedingt harmonisch, so trügerisch harmonisch, wie es auf den ersten Anblick scheint. Auch sie kennt die Dämonie des Untergrundes in Geschichte und Leben, scheint aber trotzdem mit ungebrochener Gläubigkeit auf alle Offenbarungen des Göttlichen inmitten dieser trüben Welt. Gewiss, uns ist diese Welt nicht mehr trübe, sondern finster geworden, – und doch leuchtet es auch in ihr, wenn man nur hinsieht, von kleinen und kleinsten Lichtzentren überall auf, – als Zeichen dafür, dass in der Tiefe des Universums doch ein *θεῖον* lebt und irgendwie – auf eine für uns völlig unbegreifliche Weise – dem Universum einen letzten entscheidenden Sinn gibt.» Und am 1. 2. 1945, immer noch aus Dahlem, schreibt er an die Familie der Tochter Sabine in Saarbrücken (234) von den «innersten Reserven», von der «Zuflucht zum Göttlichen, das doch nun einmal trotz alles Satanischen in der heutigen Welt den letzten Grund der Welt bildet». «In diesen Tagen ging mir fortwährend das grosse Gedicht Goethes «Edel sei der Mensch» etc. durch den Sinn, – es hat religiöse Tiefen, die sich einem erst in solcher Not wie heute erschliessen. Ich lese auch die Synoptiker und das Johannesevangelium wieder [wie 1940 die griechischen Klassiker] und denke nach über das Wunder des Christentums, das so viel Menschliches-Allzumenschliches und doch zugleich auch so viel wahrhaft Göttliches enthält. Aber jeder hat seinen besonderen Weg zu Gott ...» Und 1948 an den Dänen Aage Frijs, inmitten der Berlin-Krise: «Wir leben hier wie die Anwohner des Vesuvs, geniessen dankbar den jetzt nahenden Frühling und jeden ruhigen Tag – und schöpfen unsern letzten Trost und Halt aus

dem, was jenseits dieser Welt liegt, aber die Welt im Grunde trägt» (290). Und im gleichen Jahr an L. Dehio, im Zusammenhang einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung über Determinismus und Historismus: «Ich tröste mich ... immer mit dem Troste, dass Notwendigkeit und Freiheit immer zusammen und oft dabei gegeneinander wirken, letzten Endes aber auf ihre letzte, freilich völlig unerkennbare Einheit in Gott hindeuten.» «Und alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh' in Gott, dem Herrn» (291).

Mehr als die Hälfte der in diesem ersten Teil vorliegenden brieflichen Äusserungen ist nach dem 70. Geburtstag (1932) geschrieben, in der drohenden und eingetretenen Nazizeit, dann der Kriegs- und Nachkriegsepoche.

Meinecke hat für solch bedrohtes Dasein ein Bild, das er erstmals 1916 braucht, das ihm aber seit 1930 mehr als ein Dutzendmal in die Feder fliesst, und gelegentlich auch durch Dunkel, Finsternis, Nebel ersetzt ist: *Unter der Wolke leben*. Es scheint, die Verwendung dieses Bildes gehe auf Herder zurück. Meinecke hat in seiner Art unter der Wolke standgehalten. Durch seinen langsamen, vielfach behinderten Werdegang mag er darauf vorbereitet worden sein.

Und nun bin ich wider meine Absicht über diesen allgemeinen Teil so ausführlich geworden, dass für die beiden Briefwechsel (mit Kaehler und mit Spranger) gar nicht so viel Raum mehr bleibt. Und doch sagte ich, der Kaehler-Briefwechsel sei die Mitte des Bandes.

Der Briefwechsel mit Siegfried A. Kaehler

In dem Briefwechsel, der die Mitte des Bandes einnimmt und in der Tat auch dessen geistige Mitte ausmacht, stehen sich zwei ebenbürtige Persönlichkeiten gegenüber, und beide wahren sich zeitlebens den ihnen eigenen Standort. Kaehler gehörte, wie wir sahen, zum Kernbestand der Freiburger Schüler Meineckes und wurde zu dessen lebenslangem Freund. Während Meinecke zunehmend an Altersbeschwerden litt, war Kaehler, als Folge des Ersten Weltkrieges, zeitlebens durch rheumatische und andere Erkrankungen gehemmt, denen er sein Ordinariat, zuletzt in Göttingen, und einige tiefdringende Aufsätze, die 1961 zum Bande gesammelt wurden, abrang. Kaehler war als nationalistischer Patriot in den Krieg gezogen. Er konnte es nicht verstehen, dass sich sein Lehrer zur Demokratischen Partei geschlagen hatte, als er aus dem Kriege zurückkehrte. Er stellte ihn in einem brüsken Schreiben, das den Bruch hätte auslösen können, zur Rede. Einige Jahre später wagte er es, ein Buch über «Wilhelm von Humboldt und der Staat», an das er Jahre gewendet hatte, so zu gestalten, dass es dem Lehrer wie ein Sakrileg vorkommen musste, griff er doch das an, was Meinecke geradezu heilig war, und stellte er einen erdnahen Humboldt mit menschlich-allzumenschlichen Zügen dar. Meinecke widersprach heftig und blieb bis zuletzt bei seinem Widerspruch. Ein später Brief an Spranger (vom 18. 12. 1947, S. 608) bezeugt es noch: «Wie wenig hat Kaehler das innere Zentrum Hum-

boldts zu sehen vermocht, wie sehr dafür Sie!» Aus Spruch und Widerspruch, aus wahrer gegenseitiger Auseinandersetzung setzt sich so auch der Briefwechsel, der bis an das Lebensende Meineckes weitergeführt wurde, zusammen. Unter gegenseitiger Wahrung ihrer Gesichtspunkte tauschten sie tagespolitische Betrachtungen aus, im Stil etwa und auch in häufiger Bezugnahme auf Rankes «Grosse Mächte». Kaehler erweist sich hier als der universalere Geist, Meinecke wagt selten, weit über die deutschen Grenzpfähle hinauszudenken. Er berichtet Meinecke etwa über seine Eindrücke an der Universität, über das andere Niveau, den andern Horizont seiner Hörer: «Im Seminar behandle ich das Jahr 1848 – innerpolitisch», schreibt er am 19. Mai 1943 (423), «vor einer Hörerschaft, welche die Namen Niebuhr und Görres nicht kennt und nicht weiss, was eine ‹Konstitution› ist – beinahe so, wie die russischen Grenadiere beim Dekabristenaufstand. Der Unterschied der Generationen ist mit Händen zu greifen; was uns vor 1914 noch nachlebende Vergangenheit war, der Gegensatz von Liberal und Konservativ, Monarch und Parlament, Legitimität und Revolution – ist der heutigen Jugend nur noch antiquarisches Wissen. Diese Dinge liegen ihnen ferner als uns die Fragen der friderizianischen Verwaltung. Doch erweckt Napoleon in Elba und bei Waterloo ein Interesse, für dessen aktuelle Färbung ich mich nicht verantwortlich fühlen kann; damals nannte auch der Besiegte eine Niederlage noch eine Niederlage.»

Kaehler geht ein auf Meineckes seit einiger Zeit neu erwachtes Interesse für J. Burckhardt und sucht Beiträge zu geben zu Fragen, die er aufgeworfen hat, so am 8. 6. 1943 (424): «Sie fragten: in welchen Erlebnissen wurzelt eigentlich die spätere grossartige Prognose des 20. Jahrhunderts? Sollte zur Beantwortung nicht der Umstand beitragen seiner frühen Entwicklung, d. h. nicht nur seines theologischen Studiums, sondern der gesamten calvinistischen Umwelt der in Basel verbrachten Jugend? Liegt nicht die Spannung seiner auf die Kunst abgestellten Sinnenfreudigkeit mit dem immer festgehaltenen, nicht nur ‹ehrenfesten›, sondern eingeborenen Moralismus calvinistischer Prägung auf dem Untergrund seines ganzen Urteilens ...?»

Im Oktober 1943 (430f.) wagt er trotz aller Briefzensur folgende Betrachtung: «Wenn auch die Gedanken wohl meist düstere Wege gehen müssen, obwohl ja nunmehr jedes Nachdenken als ‹Defaitismus› offiziell unter Todesstrafe gestellt worden ist, so muss man sich zum alten Behelfsmittel zurückfinden aus der ‹guten alten Zeit›, dass die Gedanken zwar zollfrei sind, dass sie aber nicht ausgesprochen werden dürfen. Umso mehr vermisse ich die Möglichkeit zu Gesprächen, in denen die Gedankenfülle Ihrer ‹Aphorismen›[4] den Gegenstand bilden würde und helfen müsste zur Abklärung des Phänomens, dass das so reiche und sich selbst als gesund empfindende und

---

[4] F. M., *Aphorismen und Skizzen zur Geschichte* [1. Allgemeines über Historismus und Aufklärungshistorie, 2. Möser-Herder-Goethe, 3. Ranke], 1942 (und noch in einer 2. Aufl.). Jetzt in Bd. 4 der *«Werke»: Zur Theorie und Philosophie der Geschichte*, hrsg. von Eb. Kessel, 1959, S. 215–263.

erlebende 19. Jahrhundert einen solchen Grundstrom der Zersetzung mit sich geführt hat.»

In langen Erörterungen sucht er zu erweisen, dass die Gegenwart längst wieder «vorchristlich» geworden ist (1943, 434): «Der Nationalismus aller Spielarten hat den letzten Rest des Corpus Christianum verdrängt und aufgesogen, so dass das Weltgeschehen, der Zustand der Welt wieder vorchristlich geworden ist.» Oder im gleichen Brief: «Wie die Anwohner des Vesuv müssten wir ‹vergnügt› leben, so schrieben Sie letzthin – ja, das ist doch wohl überhaupt die Situation des Menschen, der, wie mein Vater sagte, ‹das offene Grab zu seinen Füssen vergisst› – vergessen muss, weil er sonst nur mönchisch leben könnte.»

Es folgen weltgeschichtliche Betrachtungen, und sie folgen mit Unterbrechungen immer neu und bis zuletzt. Sie führen weit vom Historismus ab, und sie gehen, besonders im Jahre 1944, zu Luther zurück, zur Bibel, zu christlichem Glauben: «Der Idealismus und der Historismus Rankescher Prägung hat die Erkenntnis Luthers vergessen, dass der Deus absconditus sich in der *Geschichte* niemals enthüllt und dass alle in dieser Richtung tastenden Deutungen in die Irre gehen. Sie werden bemerken, dass ich damit meine längst empfundene Opposition gegen das Rankewort von der ‹unmittelbaren› Beziehung jeder Epoche zu ‹Gott› anmelden will – es ist richtig nur insofern, als es *formal* die ‹Gleichwertigkeit› aller ‹Epochen› – also menschlich begrenzter Komplexe – festsetzen will; es ist völlig unrichtig, sofern es *inhaltlich* einen ethischen Bezug herstellen möchte, der nur auf sehr schwachen konstruktiven Füssen steht – wohingegen Luther sehr viel richtiger, wenn auch fatalistischer spricht von Epochen der ‹Gnade› und ‹Zeiten des Zorns›, was beides dem optimistisch gestimmten Ranke sehr fern zu liegen *scheint* – ‹scheint›, eben so weit meine sehr dünne Ranke-Kenntnis reicht» (456). Solch neuerworbenen alten Einsichten gegenüber konnte Meineckes «umhüllter Altar des unbekannten Gottes» nicht viel bedeuten (464, 1944). Und bald nach dem Geburtstagsbrief vom 28. 10. 1944, in dem er Meinecke tiefe Dankbarkeit für «alle Güte und alles Verständnis» ..., auch für alle «Nachsicht» (468) ausspricht, meint er, die heutige «moderne» Theologie habe sich mit Hilfe z. B. Kierkegaards von dem idealistischen Missverständnis des «Thorwaldsen»-Christentums gründlich freigemacht, und fährt fort: «Ich kann nicht das Zutrauen gewinnen, dass Elemente Goethescher Religiosität der enthüllten Wirklichkeit unseres menschlichen Daseins standhalten können – wie sollte der neue ‹Heilige Humanus› die Sklaverei der Technik brechen können? Ich halte Goethe für einen sehr grossen *Geist*, aber nicht für eine führende *Kraft* durch die Abgründe des Lebens – er war ein bewundernswerter Gärtner im umhegten Kulturpark des Abendlandes.» In diesem Brief gibt er auch über die Ursprünge seiner neuen religiösen Haltung einigen Aufschluss. Es ist daran nicht so sehr die «Herkunft aus theologischer Umwelt»[5] beteiligt, wie Meinecke etwa meint: «Dieser Herkunft habe

[5] S. A. Kähler war der Sohn des damals bekannten, auch von schweizerischen

ich mich durch Jahrzehnte gründlich entfremdet und bin sogar ihrer ethischen Tradition sehr fremd geworden ... Die grossen Erlebnisse der letzten 30 Jahre, die erschreckende Erkenntnis des wahren Wesens *der* Menschheit, endlich die schlimmen Erfahrungen, die ich mit mir und an mir selbst über das Wesen *des* Menschen machen musste, haben mich davon überführt, dass die Verkündigung des Neuen Testaments – und zwar das Jesusbild der nichtpaulinischen Synoptiker, wie die heutige neutestamentliche Theologie sie erschliesst – noch heute wirkungskräftig sein kann ...» Mit diesem Briefe ist Kaehler an die Grenzen gestossen oder hat sie bereits überschritten, die Meineckes Innerstes berühren. Meinecke mahnt, einander nicht gegenseitig weh zu tun ... «Differenzen zu alten Freunden über die letzten religiösen Probleme können überaus schmerzlich werden, und ich weiss doch, dass wir uns nicht Schmerz, sondern Freude bereiten wollen» (474, 1944).

Kaehler kommt auch später noch ausführlich auf Genesis und Art seines neuen Glaubens zu sprechen und findet zum Abschluss das versöhnende Wort: «Das Wort Augustins von der ‹anima naturaliter christiana› trifft auf Ihre harmonischer angelegte Natur sehr viel mehr zu als auf meine disharmonische Eigenart, und darum zeigt meine Entwicklung brüchige Linien» (20. 11. 1944, 478). S. 478 sind auch einige «Quellen» angegeben. Es fallen die Namen Bultmann und Gogarten. Zu K. Barths und Emil Brunners Büchern hatte man damals in Deutschland keinen Zugang. Und am 18. 1. 1945 (485) dazu noch: «Die Entchristlichung des europäischen Geisteslebens seit dem 19. Jahrhundert bedeutet doch den Rücktritt des Grundwasserspiegels im europäischen Kulturboden und hat den Absturz in den Amoralismus des 20. Jahrhunderts vorbereitet oder nach sich gezogen. Der Individualismus mit seiner starken Betonung der persönlichen Überzeugung als Grundlage religiöser Haltung hat vergessen, dass selbst ein Luther das Christentum für eine lehrbare Lehre angesehen hat – ganz zu schweigen von der katholischen Konzeption.» Doch auch hier gilt es endlich abzubrechen!

Der Briefwechsel mit Eduard Spranger

Der Briefwechsel Meineckes mit Eduard Spranger umfasst nur zehn Jahre, 1943–1953. Es ist der geistige Austausch des 80- bis 90jährigen mit dem um 20 Jahre jüngeren gleichgestimmten Kollegen und Freund. Gleich in den Anfang des schriftlichen Austausches der beiden Männer fällt die Verhaftung Sprangers, es folgt die Aussiedelung Meineckes nach Franken und Göttingen, im September 1946 nochmals wenige Tage Aufenthaltes beider in Berlin, darnach geht der Briefwechsel zwischen Dahlem und Tübingen hin und her.

Pfarrern gern gelesenen Theologieprofessors Martin K., der in den ersten Jahren des Jahrhunderts u. a. in drei Bänden «Dogmatische Zeitfragen» (zwei Auflagen) hatte erscheinen lassen.

Was bringt er zu dem bisher Referierten, zu dem gewonnenen Bilde hinzu? Vielleicht darf das Folgende herausgegriffen werden. Die Korrespondenz ist Spranger und Meinecke ein Notbehelf, wie sie schon zwischen Meinecke und Kaehler das Gespräch nicht voll hatte ersetzen können. «Unsere Dahlemer Gespräche gingen bis in die letzte Tiefe und bis in den Grund des Verschwiegensten!» schreibt Spranger am 27. 7. 1947. «Was man aber schreiben kann und schreiben darf, bleibt dahinter so weit zurück, dass das Mögliche immer als zu wenig erscheint» (606). Mit diesen Grenzen der Korrespondenz sind nur innere Gründe gemeint. Um die Zensur hatten sie sich bis an die Grenzen des Tollkühnen nie gekümmert (vgl. Brief Meineckes vom 6. 8. 1944, 574). Auf die religiösen Bekenntnisse können wir hier nicht nochmals eingehen. Bemerkt sei nur, dass in Sprangers neuem Ansatz das «Gewissen» einen hervorragenden Platz hat und dass er damit bei Meinecke auf ein starkes Echo stösst (581). Dass es nach Sprangers eigenem Geständnis «Grenzsituationen» gibt, in denen Goethe, der gemeinsame Tröster, nicht mehr helfen kann, bezeugt folgende Stelle. Im November 1946 greift Meinecke wieder zu Goethe und «zu dem intensivsten Interpreten Goethes, der den Namen Spranger führt» und fährt fort: «Aber ich erinnere mich, wie Sie vor zwei Jahren aus der Gefängnishaft kamen und mir gestanden, dass auch Goethes Gedanken zum Verständnis unseres jetzigen Infernos nicht ausreichten» (600). Interessant, ja, bewegend ist es, den uralten Meinecke bei der Revision seines Geschichtsbildes zu belauschen. Er freut sich, dass der ihm verbundene englische Historiker Gooch über Friedrich den Grossen schreiben will und sehr willkommene Hilfe im Kampf für die jetzt angetasteten Werte unserer Geschichte bringt. «Aber genau revidieren müssen wir diese jetzt natürlich. – Friedrich der Grosse und Bismarck haben ja nicht nur aufgebaut, sondern auch zerstört, und der Aufbau des preussisch-deutschen Nationalstaats war eine ungeheure Tragödie, nicht bloss ein harmonisches Schauspiel, wie wir es so lange geglaubt hatten» (aus Göttingen, 24. 6. 1946, 593). In seiner Lektüre, meint er in einem Brief aus Berlin (595 f.), stünden jetzt die Jahre 1866 ff. und 1871 ff. als Schicksalsjahre für die verhängnisvollen Umgestaltungen des deutschen Menschentums obenan. «War nicht auch hier Gutes und Schlechtes, Heilvolles und Unheilvolles, Gesundes und Entartetes fast kaum unterscheidbar miteinander verwachsen? Und fällt nicht hier auf Bismarck auch und auf seine Reichsgründung ein problematisches Zwielicht?» Und nun berichtet er von den Kolloquien, die er in seiner Wohnung mit Studenten abhält, und von den Einzelbesprechungen in der Zwischenzeit, die Themata wie die genannten beschlagen, und zwei Jahre später wird der 86jährige noch in die Lage kommen, mit seiner alten Universität und mit der ehrwürdigen preussischen Akademie der Wissenschaften zu brechen und erster Rektor der Freien Universität zu werden, während Spranger von seinem voll entfalteten Tübinger Ordinariat und von intensiver Lektüre berichten kann, uns zeigend, dass wir in jenen Jahren doch manches wohl versäumt haben. Meinecke wird der hellsichtige pessimistische Jacob Burckhardt in diesen Jahren noch immer

wichtiger. «Fontane und Burckhardt», meint er schon während des Krieges (1943, 572), «das wäre auch so eine Doppelbiographie für einen modernen Plutarch.» «Berlin und Basel» hatte er im Briefwechsel mit Kaehler einmal als ein Thema bezeichnet, das unbedingt noch traktiert werden müsste. «Burckhardt», meint Meinecke im Blick auf das Sommerkolloquium 1947, «hat doch viel tiefer in die Nachtseite der Geschichte hineingeleuchtet als Ranke, aber dieser hat den helleren Glauben an den ‚göttlichen Anhauch im menschlichen Antrieb'.» (1947, 604). Sein Vortrag über das gleiche Thema in der Akademie (s. u.), meint er, sei nur eine erste grobe Skizze des tiefen Gegensatzes und dennoch auch Verwandtschaft von beiden grossen (1947, 605). Interessieren mag auch, was für deutsche Erzähler Meinecke als seine Klassiker des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Es sind: Stifter, Storm, Keller, C. F. Meyer, Raabe, Fontane; sie sind ihm «herrliche Quellen wahren deutschen Geistes» (Göttingen, 18. 1. 1946, 582). Es mag auffallen, dass nie in all solchen Äusserungen einer der grossen Franzosen, ein Balzac etwa, erscheint, und es mag ebensosehr überraschen, dass zwei Schweizer ihm «wahren deutschen Geist» offenbaren müssen. Etwas anderes war es doch, wenn Hofmannsthal Keller und Gotthelf in seine «Deutschen Erzähler» aufnahm; da sind es eben nicht «deutsche», sondern deutschsprachige Erzähler. Nicht mehr kann eingegangen werden auf die beachtlichen Aussagen Sprangers über das gewandelte Wesen der Universität, wie überhaupt der Briefpartner Spranger in unserer Skizze allzu stark hat zurücktreten müssen. Die berührten Aussagen über die Universität sind bis heute beachtens- und bedenkenswert. Geschlossen sei mit einem hochaktuellen Wort über die Maturität. Am Altjahrabend 1947 berichtet Spranger u. a. von seiner akademischen Tätigkeit in Tübingen: «Ich habe eine Schar von Novizen, denen ich die Methode des Denkens und Arbeitens erst mühsam beibringen muss. Unsere Universität steht und fällt doch mit einem hochwertigen Abiturientenexamen» (610).

Editionstechnisch macht diese Ausgabe ausgewählter Briefe im grossen Ganzen einen guten Eindruck. Das «Register der Briefempfänger» (641–643), das «Verzeichnis andernorts gedruckter Briefe M.s» (643) und das Personenregister (644–664) entlasten den Anmerkungsapparat auf wünschbarste Weise. Im ersten Teil bleiben am meisten Wünsche offen: Zitate (so S. 61, Zeile 26; 72, Z. 4; 121, Z. 7; 201, Z. 21) sind öfter, als man wünschen möchte, nicht heimgewiesen, angezogene Literatur (so S. 20, Z. 6; 29, Z. 13; 188, Z. 4) ohne bibliographisch genaue Feststellungen gelassen, für den Aussenstehenden rätselhafte Abkürzungen und Ausdrücke (so S. 6, Z. 15; 22, Z. 19; 54, Z. 18; 85, Z. 14; 136, Z. 22; 218, Z. 22; 223, Z. 17; 238, Z. 10) öfter nicht erläutert, während wir für den zweiten und dritten Teil keine derartigen Beanstandungen anzumelden haben. Gewisse Unebenheiten haben sich kaum vermeiden lassen. Mit einer textkritischen Bemerkung sei geschlossen. U. E. wäre S. 241 das evident unrichtige «verhütet» wohl besser zu «verschont» emendiert als zu «behütet». Die Vorsilbe bliebe so bestehen, die Verschreibung erfolgte erst im

Verlaufe des Schreibvorganges, vor allem aber: das religiös neutrale «verschont» passt besser zu Meineckes Geistesart als das religiös irgendwie belastete «behütet».

III. Zur Geschichte der Geschichtsschreibung[6]

Wie Meineckes Hauptwerke in den letzten Jahren neu ediert worden sind, so geschah es auch mit der grossen Menge seiner publizistischen, kritischen oder wissenschaftlichen Aufsätze. Kritische, wissenschaftlich-monographische, proklamatorische und nekrologische Arbeiten vereinigt der vorliegende Band 7, für dessen Edition und Einleitung Eberhard Kessel zeichnet. Der Band ist in fünf Gruppen gegliedert. Hervor stechen die zweite und dritte Gruppe: «Ranke und Burckhardt» und «Die nationalpolitischen Geschichtsschreiber» überschrieben. Die erste Gruppe mit dem seltsam ungeschickten Titel «Allgemeines und die eigene Stellung in der Geschichtsschreibung» hätte sich m. E. entbehren lassen. Ähnliches gilt für die vierte Gruppe, betitelt «Die Geschichtsschreibung des handelnden Staatsmannes.» Denn es geht ja hier nicht um Erscheinungen wie Guizot oder Thiers, sondern ausschliesslich um Memoiren, und es ist doch die Frage, ob solche, von Bismarck und von Bülow, überhaupt zur Geschichtsschreibung zu rechnen seien, und um die weitere Frage, ob der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha überhaupt als Staatsmann zu gelten habe. Bei der fünften Gruppe, «Die zeitgenössischen Geschichtsschreiber» überschrieben, wäre zunächst wie bei der zweiten das Attribut «deutsch» beizufügen, denn ausschliesslich um deutsche Gelehrtengeschichte geht es hier wie dort. Meist sind es nicht sehr bekannte Gestalten; manche unter ihnen sind dem Leser entweder in den Briefen oder in den autobiographischen Schriften schon begegnet. Hier findet sich nun der denkbar beste, ausführliche Kommentar, in vielen Fällen aber doch auch noch weit mehr als das.

Wollte man auch in diesem Bande eine alles beherrschende Mitte suchen, so dürfte sie in der Akademierede des 86jährigen über «Ranke und Burckhardt» zu finden sein. Mit grösster Subtilität und Gerechtigkeit verteilt hier Meinecke Licht und Schatten. Es ist eine Arbeit, auf die man noch oft wird zurückkommen wollen; hier liegt sie nun, zusammen mit andern Arbeiten über Ranke und über Burckhardt, so der Besprechung der damals eben erschienenen «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» in der HZ von 1906, leicht zugänglich vor.

In der dritten Gruppe wird man mit besonderem Nachdruck auf die Aufsätze über J. G. Droysen hinweisen dürfen.

---

[6] FRIEDRICH MEINECKE, *Zur Geschichte der Geschichtsschreibung*. Hrsg. und eingeleitet von EBERHARD KESSEL. München 1968. – 466 S. Personenregister, S. 467–476, Sachregister, S. 477–486.

In der fünften Gruppe finden sich viele schöne Überraschungen. Zunächst eine, die Meinecke selbst betrifft. Mit Erstaunen wird man in der mehr als zwanzigseitigen Besprechung von Max Lehmanns «Scharnhorst» von 1886 feststellen, ein wie glänzender, anschaulicher, überlegener Erzähler der junge Archivar F. Meinecke schon gewesen ist, eine Tugend, zu deren Entfaltung ihm seine ideengeschichtlichen Hauptarbeiten keine Gelegenheit mehr liessen. Dreier Frühvollendeter ist mit Sachkenntnis und Einfühlung gedacht. Es sind Louis Erhardt († 1908), Meineckes unentbehrlicher Mitarbeiter an der HZ, ein eigenwilliger, aber nicht erfolgreicher Gelehrter, Max Immich († 1905), dessen «Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660–1789» bis heute auf unsern Regalen steht und gerne konsultiert wird. «Ranke lebte und webte», so lautet der Schlusssatz dieses Nachrufs, «man möchte sagen, instinktiv in der Anschauung der europäischen Zusammenhänge. Er sprach ihre Sprache, ohne einer Grammatik zu bedürfen. Wir Jüngeren bedürfen aber einer solchen Grammatik, eines systematischen Kompendiums jener Zusammenhänge, um wieder ganz heimisch zu werden in ihnen. Als ein solches möge man das Immichsche Werk hinnehmen und würdigen.» Endlich Theodor Ludwig (1868–1905), Meineckes Strassburger Kollege. Es muss auch den Schweizer interessieren, von diesem badischen, universal gerichteten Agrar- und Landesgeschichtsschreiber zu vernehmen, der ein Buch «Der badische Bauer im 18. Jahrhundert» (1896) geschrieben hat. Einige Arbeiten ragen schon in die nationalsozialistische Zeit hinein, so die Rezension von Walter Franks «Hofprediger Stöcker» (1929) und die Auseinandersetzung mit dessen «Kämpfender Wissenschaft» (1935) oder die Besprechung von Rudolf Stadelmanns Rede «Das geschichtliche Selbstbewusstsein der Nation» (1934). Hier findet sich der Satz: «Wenn man älter wird, sagt Goethe einmal, müsse man mit Bewusstsein auf einer gewissen Stufe stehenbleiben, aber man müsse wissen, wo man stehe und wohin die andern wollen» (S. 450). Viel Wissenswertes vernimmt man auch aus dem Nachruf auf den preussischen Generalstabsoffizier Hans von Haeften, den Direktor des Reichsarchivs und des kriegsgeschichtlichen Werks über den Ersten Weltkrieg. «Wer diesen enthusiastischen und zugleich disziplinierten Mann näher kennenlernte», so schliesst Meinecke den Nachruf, «dem konnte sofort die Erinnerung an die preussische Reformzeit aufsteigen. Er war der preussische Soldat im Sinne Scharnhorsts, Gneisenaus und Boyens.» Aus den «Briefen» können wir entnehmen, dass zwei seiner Söhne im Gefolge des 20. Juli 1944 hingerichtet worden sind. – Dem Leser der Briefe mag übrigens eine gewisse Einseitigkeit bei den vertretenen Adressaten aufgefallen sein. Man darf daraus nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen. Aus den Erinnerungen vernehmen wir jedenfalls von Beziehungen, die im Briefwechsel keinen Niederschlag finden, so, dass Meinecke Ernst Troeltsch in seiner Berliner Zeit sehr nahegestanden hat, dass er auch Max Weber begegnet ist, einem ihm durchaus nicht verwandten Geist. Wir übergehen manch anderes und schliessen mit der Bemerkung, dass wir in diesem Bande auch eine feinsinnige, tief eindringende Be-

sprechung der Max Weber gewidmeten Biographie von Marianne Weber (1926) (S. 429–435) finden, die auch mit einigen neuen Zügen über das Verhältnis von Troeltsch zu Weber aufwarten kann. Wir werden nebenbei auch daran erinnert, dass sich Meinecke schon 1922 über M. Weber geäussert hat, und zwar in dem Aufsatz «Drei Generationen deutscher Gelehrtenpolitik: F. Th. Vischer, R. Schmoller, M. Weber». Meinecke steht nicht an, M. Weber als den einzigen seiner Generation zu bezeichnen, «den man ohne Vorbehalt genial nennen kann» (431). Damit ist aber auch über die Spannweite Friedrich Meineckes, die man oft zu unterschätzen geneigt ist, viel gesagt.

ZUR ERFORSCHUNG DES WÜRTTEMBERGISCHEN PIETISMUS

Von Hartmut Lehmann

Forschungen, die zwischen den traditionellen wissenschaftlichen Disziplinen liegende Themen behandeln, sind zwar längst nichts Neues mehr, aber immer noch reizvoll und notwendig. Nach wie vor ergeben sich dabei besondere Schwierigkeiten, da nur wenige Forscher in verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten in gleicher Weise zu Hause sind. In der bisherigen Pietismusforschung wurde deshalb nur selten der Versuch unternommen, auch jene Probleme zu erörtern, die zwischen der Geistes- und der Sozialgeschichte, zwischen der politischen und der Kirchengeschichte liegen.

Wie ich in einem Vortrag auf der 28. Versammlung deutscher Historiker im April 1970 in Köln ausführte, wenden sich die Kirchenhistoriker in erster Linie den theologischen und philosophischen Fragen in der Geschichte des Pietismus zu und scheuen sich, die über ihr engeres Gebiet hinausgehenden sozialen und politischen Bedingungen mit in ihre Interpretation einzubeziehen. Sie bleiben deshalb in der Regel bei einer theologie- und ideengeschichtlichen Betrachtung stehen. Historiker behandeln und beschreiben dagegen zwar die sozialen Bewegungen und politischen Wirkungen, nennen die theologischen Ansichten oft aber nur am Rande und kommen so auch nicht dazu, die Wechselwirkung von religiösen und sozialen Kräften zu analysieren. Von beiden unterscheidet sich die Haltung der Religionssoziologen. Nachdem ihr Fach zunächst der Pietismusforschung kräftige neue Impulse verlieh, negierten sie später weitgehend den historischen Erfahrungsbereich und untersuchten ganz konkret und direkt das religiöse Verhalten einzelner Bevölkerungsschichten oder einzelner Gemeinden. Meine 1969 veröffentlichte Arbeit *Pietismus und weltliche Ordnung in Württemberg vom 17. bis zum 20. Jahrhundert* sollte an einem Einzelfall demonstrieren, welchen Ertrag solche die einzelnen Spezialgebiete übergreifende Studien auch in der Pietismus-